

## **Gnade – der Grund der Freiheit und Humanität**

### **Vorspiel: Die Geschichte vom verlorenen Sohn**

Ein Mensch hatte zwei Söhne. Der jüngere sprach: „Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht!“ Der Vater teilte Hab und Gut unter sie. Der Sohn packte alles zusammen, zog in ein fremdes Land und verprasste dort sein Erbe. Es kam eine Hungersnot, und er ernährte sich mühsam, indem er die Säue eines reichen Bürgers hütete. Da kam er zur Besinnung und sagte sich: „Ich will zu meinem Vater zurück und so will ich zu ihm sprechen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen. Mach mich zu deinem Tagelöhner!“

Er machte sich auf den Weg. Der Vater sah ihn schon von Ferne. Es jammerte ihn. Er lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an! Gebt ihm einen Ring und Schuhe! Schlachtet das Mastkalb und lasst uns essen und fröhlich sein! Denn mein Sohn war tot und ist lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an fröhlich zu sein. Der ältere Sohn aber wurde zornig und wollte nicht zum Fest. Er sagte zu seinem Vater: Ich habe dir gedient, ich habe keines deiner Gebote übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, dass ich mit meinen Freunden feiern könnte.

Der Vater sagte zu ihm: Du sollst mit uns fröhlich sein; denn dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden.

### **Eine nötige Flucht?**

**Der Sohn:** Ich kann hier nicht atmen. Du erdrückst mich mit deiner Größe. Immer schon weißt du, was ich brauche, was gut für mich ist, was ich tun und lassen soll. Du hältst mich besetzt mit deiner Güte und Souveränität. Deine Größe umzingelt mich und macht mich zu einem Zwerg, deine Unfehlbarkeit ist meine Sünde. Deine Überlegenheit macht mich zu einem Unterlegenen. Schämst du dich nicht deiner Allgegenwart?

**Der Vater:** Geh weg!

**Der Sohn:** Gib mir mein Erbe!

**Der Vater:** Was willst du von mir?

**Der Sohn:** Gib mir meinen Anteil an deiner Macht, an deinem Wissen, teile mit mir die Kälte deiner Souveränität und entlass mich aus dem Gefängnis deiner Gnade!

**Der Vater:** Geh weg!

**Der Sohn:** Noch darin zeigst du dich groß, dass du mich gehen lässt. Ich werde dich nicht los, du Wächter meines Gefängnisses. Kämpfe mit mir! Halte mich zurück und verstelle mir den Weg meiner Freiheit. Erst wenn ich sie gegen dich erobert habe, gehört sie mir. Geschenkte Freiheiten sind faule Freiheiten.

**Der Vater:** Geh weg!

### **Der Rausch der Freiheit**

**Der Sohn:** Ich habe mich gewonnen, ich bin ihn los. Er ist nicht mehr mein Gewissen, er ist nicht mehr mein Verstand, er ist nicht mehr der Herr meiner Wünsche. Zum ersten Male bin

ich. Mein Name ist nicht mehr Vaterssohn. Ich bin nicht mehr sein Geschöpf, ich bin mein eigener Schöpfer. Ich bin, der ich bin, weniger nicht und mehr kann ich nicht sein.

**Die alte Frau:** Er ist, der er ist, nur noch das, mehr nicht! Er ist der Herr seiner bescheidenen Träume geworden, der Meister seines eigenen Gewissens. Er ist verantwortlich, aber nur noch sich. Er ist besorgt, aber nur noch um sich. Nicht dass er den Vater verlassen hat, ist seine große Schuld. Vielleicht musste er gehen und sich dem Vater entwinden. Aber er hat sich die falschen Erbstücke ausgesucht: Die Macht ohne Güte, das Wissen ohne Weisheit, die Souveränität ohne Gnade. Man berichtet, dass er sein Erbteil mit Huren verprasst, dass er es versäuft und verfrisst. Wäre es nur so! Er hätte wenigstens die Wärme der kurzen Nächte und das flüchtige Vergnügen des Rausches. Nein, er verprasst nichts. Er benutzt es. Er vermehrt sein Wissen ohne Gewissen. Er ist der Meister der Kälte geworden. Was er anfasst, wird zu eisigem Gold. Nur seine Niederlage wird ihn retten. Sein Ruin wird seine letzte Gnade.

### **Selbstgespräch des Verlorenen**

Er hat mich gewarnt, aber er hat mich nicht zurückgehalten. Er hat mich in die Messer laufen lassen. Aber gelaufen bin ich selbst. Könnte ich meine Wege wieder gehen! Könnte ich wenigstens wiedergutmachen! Könnte ich die Wunden heilen, die ich geschlagen habe. Ich kann es nicht. Ich bin ausgeliefert. So will ich denn sein, der ich bin: Einer ohne Waffen, einer ohne Gegenwehr, ausgeliefert der eigenen entsetzlichen Vergangenheit; ratlos und hungrig nach dem Leben, das ich verspielt habe. „Wenn du der Sünde gedächtest, wer könnte vor dir bestehen.“ Ich kann nicht bestehen. Ich bin vernichtet vor den Augen seiner Reinheit. Meine trostlose Qualität ist meine Reue. Meine trostlose Qualität ist, dass ich gelernt habe Ich zu sagen in meinem Verrat: **Ich** habe dich verlassen, es waren nicht die Umstände, die mich verführt haben. **Ich** habe das Erbe verspielt, und ich werde nicht wie jener feige Erste sagen: „Das Weib, das du mir gegeben, hat mich verführt.“ Das also kann ich, und ich werde wenigstens jene letzte Größe nicht verraten, die Größe schuldig zu sein. So also werde ich sprechen: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.“ Ich hoffe auf wenig, vielleicht kann ich Knecht sein im Hause der Fülle.

### **Theologisches Gutachten zur Lage des Verlorenen Sohnes**

Er ist verloren, er beruft sich auf nichts mehr, am wenigsten auf sich selbst. Er argumentiert mit nichts anderem als der grundlosen Barmherzigkeit jenes Vaters. Gnade hat keinen Grund - außer der Gnade. Er argumentiert mit seiner Armut: Ich bin zu gering! Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein. Er lernt die große Kunst der Bedürftigkeit. Nein, einer, der sich mit eigenen Künsten, Tricks und mit dem eigenen Manövrieren durch das Leben schlägt, kann einem nicht sympathisch sein. Aber auf einen, der keine Argumente mehr hat, wird man aufmerksam. Er verliert sein Gesicht vor der Güte. Er lernt, dass er nichts vorzuweisen hat. Er spricht wie jener Zöllner aus der alten Geschichte: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Er hat jedes Recht auf Berufung aufgegeben. Die letzte Hinterlist und der letzte Hintersinn sind ihm abhandengekommen. Der Schlaupopf hat seine Schläue verloren. Er weiß nur das eine: Ich

bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue! Nein, das ist keine Selbstmissachtung. Es ist die größte menschliche Größe, die man sich denken kann, zur eigenen Bedürftigkeit zu stehen. In dieser Größe kann man nicht groß sein. Man ist „gering“, man ist sich selbst enteignet und angewiesen auf Barmherzigkeit und Treue. So ist das Eingeständnis der Bedürftigkeit die Möglichkeit der Versöhnung mit dem verlassenen Vater.

### **Der Vater und der sehr Vernünftige**

**Der Vater:** Er kommt. Ich sehe ihn, abgerissen, in Lumpen, verhungert, gedemütigt, er zögert, ich laufe ihm entgegen, ich vergesse mich.

**Der Vernünftige:** Langsam! In deinem Alter und in deiner Position läuft man nicht. Geh gemessen!

Sei sparsam mit deiner Güte! Vor der Vergebung kommt das Urteil. Vor der Gnade kommt das Bekenntnis. Du hast ihn geküsst, bevor er bekannt hat. Vor der Güte kommt die Strafe. Was rechtfertigt den Ring, den du vorgesehen hast, das teure Gewand, die Musik und die Tänze?

**Der Vater:** Seine Nacktheit rechtfertigt das Gewand. Seine Schande braucht die Schönheit. Er verdient es nicht mehr, mein Sohn zu heißen, darum nenne ich ihn Sohn.

**Der Vernünftige:** Es geht ums Prinzip und die Ordnung der Dinge, die du nicht umstoßen kannst in deiner gütigen Willkür. Unsere alte Weisheit lehrt dich: Die Tugend soll belohnt und die Schuld gebüßt werden. Jeder ist seines Glückes Schmied, sagt sie. Er hat sein Glück verspielt. Gib ihm eine neue Möglichkeit, aber als Knecht, nicht als Sohn. Er soll gedemütigt werden. Das ist seine Gnade und das ist sein Anfang.

**Der Vater:** Keiner soll gedemütigt werden, auch nicht durch Vergebung. Darum Musik und Tanz und Wein.

### **Das karge Recht des älteren Bruders**

**Der ältere Sohn:** Für ihn lässt du singen, für ihn tischst du auf und lässt du tanzen. Für mich hat niemand aufgespielt. Ihm gibst du über all seine Wünsche hinaus. Warum?

**Der Vater:** Er war verloren. Ist es Grund genug?

**Der Sohn:** Wird ein Ruin belohnt mit Ringen? Gegen alle Regeln des Lebens werden die Niederlagen belohnt mit Tänzen. Du setzt die Gesetze außer Kraft. Deine grundlose Güte erlaubt sich, das Recht mit Füßen zu treten. Warum?

**Der Vater:** Er war tot, jetzt lebt er. Ist das Grund genug?

**Der Sohn:** Ich habe dir gedient. Ich habe die kurzen Nächte ertragen und die Mühen des Tages. Ich habe an dich gedacht, nicht an mich. Wer hat die Tänze und die Mastkälber verdient, wenn nicht ich? Für meine Feste gab es kein Lamm.

**Der Vater:** Warum hast du es dir nicht genommen?

**Der Sohn:** Ich habe getan, was du gesagt hast. Ich habe kein vorzeitiges Erbe verlangt. Ich habe keinen Lohn verlangt für die tägliche Plage. Ich habe nicht nach einem anderen Leben geschickt. Ich habe dich nicht verlassen.

**Der Vater:** Du hast Recht. Aber mehr als dein mageres Recht hast du nicht.

**Der Sohn:** Mein Leben habe ich dir geopfert.

**Der Vater:** Barmherzigkeit will ich und kein Opfer.

### **Diskussionsbeiträge über den Fall „Verlorener Sohn“**

**Der Theologe:** „... und außerdem sind wir vor Gott Vater immer schon verloren. Wie immer jener Sohn sich entschieden hätte, Sünder sind wir alle und jeder zu jeder Zeit. Aber wir sind ja auch alle und jeder zu jeder Zeit gerechtfertigt durch die Gnade und das Blut Jesu Christi.

**Die alte Frau:** Billige Verlorenheit, billige Gnade, billige Vergebung, zechen auf Christi Kreide!

**Der Jurist:** „... außerdem kann Begnadigung erst am Ende eines Prozesses der Aufdeckung, der Abwägung aller Umstände und der Strafe kommen. Bei guter Führung kann man eine Begnadigung erwägen.

**Die Alte:** Der Vater ist ein Anarchist. Er stellt die Rechtsordnung auf den Kopf: Die Gnade steht am Anfang. Sie gebiert die Sohnschaft und die neue Seele des Verlorenen.

**Die Psychologin:** „... und außerdem sind Sünde und Schuld vormoderne Begriffe, mit denen die Kirche den Menschen Angst einjagt. Wir sind die Produkte unserer Umwelt und der gesellschaftlichen Umstände. Wir können nichts dafür und können nichts dagegen.

**Die Alte:** Verrat an der Würde des Verlorenen! Seine Ehre ist es, schuldig zu sein, und nicht nur Rädchen im Weltlauf der Dinge. Gnade hat keinen Grund außer der Gnade

### **Was heist Gnade**

Sätze aus Römer 8: Es gibt keine Verdammnis mehr für die, die in Christus Jesus sind. Das Gesetz des Geistes, der lebendig macht in Christus Jesus, hat dich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes. ..Wir leben nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist. ... Die da fleischlich sind, die sind fleischliche gesinnt. Die geistlich sind, die sind geistlich gesinnt. Fleischlich gesinnt sein, ist der Tod. Geistlich gesinnt sein, ist Leben und Friede. ... Die fleischlich sind, können Gott nicht gefallen.. Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, wenn denn Gottes Geist in Euch wohnt. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet. Ihr habt Geist von Söhnen und Töchtern empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater. Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Söhne und Töchter Gottes sind.

Ich schliesse diesen Text auf mit einem Liebesgedicht der chilenischen Dichterin Gabriela Mistral. „Scham“ ist es überschrieben. Ich lese es, Sie können es vielleicht auch als Gebet hören:

#### **Scham**

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,  
schön wie das Riedgras unterm Tau.  
Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,

erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,  
der Stimme, der zerriss'nen, meiner rauen Knie.  
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtetest,  
fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,  
der nackter wäre in der Morgenröte  
als ich, die Frau, auf die du deinen Blick geworfen,  
da du sie singen hörtest.

Ich werde schweigen. Keiner soll mein Glück  
erschaun, der durch das Flachland schreitet,  
den Glanz auf meiner plumpen Stirn nicht einer sehen,  
das Zittern nicht von meiner Hand....

Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau.  
Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll mich zärtlich  
durch dein Wort.  
Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt,  
die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Die Geliebte ist ein Mensch mit drei Blicken, ein **erster** Blick, nachdem sie selbst angeschaut wurde: Wenn du mich anblickst, werd ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau. Sie erkennt eine Schönheit, die ihren Grund nicht in ihr selber hat. Sie ist kein Narziss, sie stellt ihre Schönheit nicht fest, indem sie in den Spiegel schaut. Die Frau ist ein exzentrisches Wesen. Sie hat ihr Zentrum nicht in sich selber, sondern im Blick der Liebe, mit dem sie angesehen ist. Sie singt das jiddische Lied: „Bei dir bin ich sche:in“.

Wenn sie nur auf sich selber schaut – das ist ihr **zweiter** Blick im Gedicht -, dann entdeckt sie keine grosse Liebesswürdigkeit. Sie entdeckt den tristen Mund, dessen sie sich schämt; die rauen Knie, die zerrissene Stimme. Sie könnte mit der wundervollen Schauspielerin Hanna Schygulla sagen: „Ich schaue nicht mehr so viel in den Spiegel. Denn die Augen, mit denen man sich selber anschaut, sind nicht die Augen, in denen man am besten aufgehoben ist.“ Die eigenen Augen rechtfertigen uns nicht. Vielleicht wird der zweite Blick, mit dem man sich selber sieht, noch schmerzhafter, nachdem man selber angeschaut wurde. Die Geliebte weiss: Ich bin nicht die, die der Liebhaber sieht. Er sieht in mich hinein, was in mir nicht zu finden ist. Ich bin doch die mit der plumpen Stirn und der zitternden Hand. Es ist für die Geliebte nicht leicht, dem Blick zu trauen, der sie schöner findet, als sie ist. Es ist nicht leicht, sich schön finden zu lassen, wenn man sich selber kennt.

Der **dritte** Blick der Geliebten: „Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt, die du geküsst, von Schönheit strahlen.“ Die Geliebte lässt sich nicht bannen durch den Blick auf das eigene Ungenügen. Sie bringt die schwere Kunst der Demut auf, dem Blick der Güte zu glauben, die sie schön findet. Sie bringt es fertig, keine Einwände zu finden gegen die Augen, die ihre Schönheit sehen. Sie singt – wiederum mit einem jiddischen Lied: „Sche:in bin ich sche:in.“ Meine verstorbene Frau und ich haben das Lied von Paul Gerhardt „Du, meine Seele singe!“ besonders geliebt. In der letzten Strophe heisst: „Ach, ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm. Der Herr allein ist König. Ich eine welke Blum.“ Meine Frau hat gesungen: Ich eine schöne Blum; ich habe gesungen: Ich eine welke Blum. Das sind zwei Erfahrungen vor der einen Sache: die Erfahrung des eigenen Ungenügens und die grössere und göltigere Erfahrung der eigenen Schönheit und Ganzheit vor den Augen der Güte.

Sie fragen sich wohl schon lange, was dies mit Gnade und dem paulinischen Text zu tun hat, den wir gehört haben. Ich behaupte: Das Gedicht ist eine Auslegung jenes Kapitels aus dem Römerbrief. Ich gebe zu: Paulus ist nicht ganz so poetisch wie Gabriela Mistral. Er ist ja auch ein Mann, er denkt lieber, als dass er dichtet. Was also sagt Paulus? Wir sind nicht die Garanten unserer selbst, wir sind nicht unsere eigenen Lebenszeugen. Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Nicht einmal unsere Gebete gelangen uns, weil sie gut sind, sondern weil sie gehört werden von den Ohren der Liebe. Im Vers 28 heisst es: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gehört. Sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.“ Eine Anekdote: Bei einer Andacht mit Pfarrern und Pfarrerrinnen habe ich bemerkt, dass ein Pfarrer das Vaterunser nicht mitsprach. Das interessierte mich, weil Pfarrer gewöhnlich nichts gegen das Vaterunser haben. Er erklärte, er könne dieses hehre Gebet nur sprechen, wenn sein Herz völlig mit den Worten übereinstimmte. Das war ein religiöses Selbstaushungerungsverfahren. Er wollte seine Gebet nur durch sich selbst und die eigene Stimme garantieren. Er vertraute nicht auf das Seufzen des Geistes, der seine Halbheit zu einer Ganzheit machte.

Nach dem Fleisch leben, heisst bei Paulus: Unter dem Zwang stehen, Garant seiner selbst zu sein; sich selbst zu bezeugen durch Frömmigkeitswerke und die eigene Stärke; durch religiöse Materialien. Nach dem Fleisch leben, heisst, unter dem Zwang stehen, sich selber schön finden zu müssen und alle Kraft und Ganzheit in sich selbst zu vermuten. Das Gesetz des Geistes, von dem Paulus spricht, befreit von dem Zwang, sich durch sich selber zu rechtfertigen. Wir sind exzentrische Menschen; wir sind nicht in uns selber geborgen, wie jeder Geliebte nicht in sich selbst geborgen ist, sondern im Herzen dessen oder derer, die ihn liebt. Wir sind in Christus, wir sind in Gott geborgen; nicht in uns selbst und in der eigenen Stärke. Der Versuch, sein eigener Lebensmeister zu sein und sich selber zu erjagen und sich durch sich selbst zu rechtfertigen, heisst, leben nach dem Fleisch, und er führt in die Zwänge, die Paulus beschreibt. Der Zwang, sich selber zu gebären und sich in der eigenen Hand zu bergen, führt in Verzweiflung und in den Kältetod. Man kann sich nicht selbst beabsichtigen,

ohne sich zu verfehlen. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen.

Der erste Vers des 8. Kapitels: „Es gibt keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind.“ Der Römerbrief hat viele Formeln für die Tatsache, dass wir in uns allein nicht beheimatet sind. Wir in Christus, Christus in uns; wir im Geist, der Geist in uns, heissen sie. In Christus sein, in einem anderen sein, nicht sich selber gehören, sich selbst enteignet sein, was heisst das und wer will das? Es gibt Enteignungen und Besetzungen, die den Menschen von sich selber fortreißen, seine Freiheit, seine Gedanken und seine Lieder zerstören, sodass er nur noch mit fremder und mechanischer Stimme sprechen kann. Es gibt Besetzungen, die uns die Gefangenschaft der eigenen Herzen gar nicht mehr erkennen lassen. Nicht das meinen die vielen Christus-in uns-Formeln, die Geist-in-uns-Sätze. Sie sprechen vom mystischen Austausch der Liebe. So sagen es die Liebeslieder:

Du bist min, ich bin din;  
 Des solt du gewis sin.  
 Du bist beslozen in minem Herzen,  
 verloren is das slüzzelin;  
 du muost ouch immer darinne sin.

So sagt es die kecke 5. Strophe von „Gott ist in der Mitte“ von Gerhard Tersteegen:

Ich senk mich in dich hinunter.  
 Ich in dir,  
 du in mir,  
 lass mich ganz verschwinden,  
 dich nur sehn und finden.

Das ist keine mystische Frechheit, es sind Liebeslieder. Als Geliebte haben wir unsere Authentizität nicht in uns selber. Wir sind nicht die, die wir sind. Wir sind die, als die wir angesehen werden.

Man kann auch die schönsten Begriffe unserer Tradition missbrauchen. Bei der Interpretation der Gnade oder der Rechtfertigung des Menschen im Blick der Güte lag immer die Gefahr nahe, diese zu interpretieren als Differenz zwischen der Größe und Überlegenheit Gottes und der Schwäche und Unwürdigkeit des Menschen. Gnade war also nicht als Liebe interpretiert, sondern als die pure Überlegenheit Gottes über den sündigen Menschen. In einem Religionsbuch lese ich diese Worte: „Bevor Gott den Menschen schuf, um ihm seine Liebe und Gnade zu schenken, ist er bereits von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gemessen an seiner ewigen Herrlichkeit werden alle menschlichen Freuden und Sorgen

zweitrangig: Gott kann auch ohne uns sein, wir dagegen brauchen ihn, wir sind völlig von ihm abhängig, und der einzige Sinn unseres Lebens ist es, diesen Gott vertrauend zu verherrlichen. Wenn Gott den sündigen Menschen verwerfen wollte, widerführe ihm nur volle Gerechtigkeit. Wenn wir uns seiner grundlosen Gnade erfreuen dürfen, haben wir deswegen aber keine Ansprüche oder kritische Fragen an Gott zu richten.“

Ich bin mir nicht sicher, ob dieser Autor nicht ein genaues Portrait des Satans geliefert hat. Nur der Satan ist a se und sich selbst genug, sagt Karl Barth. Der Autor des Religionsbuches beschreibt einen, der unabhängig ist und niemanden braucht; dessen Licht dazu da ist, uns zu blenden, und vor dessen Helligkeit unsere Freuden und Sorgen zweitrangig werden. Einen Gott, der unsere Freuden und Sorgen, unseren Hunger und unseren Schmerz; der das Brot der Armen und die Folter der Gequälten zweitrangig macht vor lauter selbstverliebter Majestät, dem sollte man lieber nicht huldigen. Ein Liebhaber ist er jedenfalls nicht; hungrig nach unserem Blick ist er nicht. Wir sagen in unseren Kirchen mit leichter Zunge, dass Gott die Liebe ist, sprechen ihm aber oft alles ab, was einen Liebhaber ausmacht: das Begehren, die Sehnsucht, die Bedürftigkeit, die Abhängigkeit. Wir haben die alten Aussagen der Bibel zu wenig ernst genommen, dass wir Gott lieben sollen. Er ist bedürftig, er ist liebesbedürftig, wie jeder Liebende die Liebe des Geliebten braucht. Wir haben Gott zu lange essentiell als Herren gesehen, nicht als Liebenden. Ich habe die Worte „Gott, der Herr“ gerne. Wenn ich sie benutze, trete ich mir selbst kritisch entgegen und ich lerne, dass ich selber nicht der Herr der Welt und des Lebens bin. Aber essentiell ist Gott nicht Herr, sondern Liebender und Geliebter. Vielleicht sind wir zu selten über den zweiten Blick der Geliebten aus Mistral's Gedicht hinausgekommen: „Ich schäme mich des tristen Munds, der Stimme der zerriss'nen, meiner rauen Knie.“ Vielleicht kommen wir zu selten zu der endgültigen Aussage jener Geliebten: „Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt, die du geküsst, von Schönheit strahlen.“ Ja, es ist wahr: Vor dem reinen Angesicht Gottes erkennen wir unseren tristen Mund und die rauen Knie. Wir erkennen unsere Schuld. Vor einem, der liebt, wird unser Ungenügen viel dramatischer als vor einem, der nur unser Herr ist. Aber denken Sie an das letzte Wort im Gedicht der Geliebten! Es ist nicht das Wort, das die eigene Nichtigkeit nennt, sondern jene mutige Erkenntnis, die auch die erste im Gedicht ist: „Wenn du mich anblickst, werd' ich schön.“

Wir sind nicht die Garanten unserer selbst. „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Söhne und Töchter Gottes sind.“ Diese Wahrheit hat zwei Töchter, die eine: Die Freiheit, die andere: die Gewaltlosigkeit. Die Tochter Freiheit, sie ist die protestantischer unter den beiden: Nichts ist mehr lebensrettend ausser jenem Blick der Güte: weder die eigene Religiosität noch die psychologischen Selbstversuche; weder biblische Wörtlichkeitszwänge noch dogmatische Definitionszwänge; weder Identitätszwänge noch Kontinuitätszwänge. Nichts mehr ist im Sinn des Wortes not-wendig ausser dem Blick der Güte Gottes: nicht eine apostolische Sukzession, nicht ein spezielles Priestertum, nicht eine spezielle Sexualität. Der Glaube ermöglicht den Unglauben. Er betreibt das Geschäft der Entgötzung. Nichts ist heilsnotwendig – ausser Gott: nicht der gegenwärtige Staat, nicht die



gegenwärtige Kirche, nicht das gegenwärtige Wirtschaftssystem. Freiheit und Skepsis gehen zusammen. Freiheit und Frechheit haben miteinander zu tun.

Die zweite Tochter jener Wahrheit: Die Gewaltlosigkeit. Auf sich selber setzen und unter dem Zwang stehen, sich selber zu bezeugen, also nach Paulus im Fleisch leben, enthält hohe Anteile an Aggressivität und Gewalt. Ich denke z.B. an die nationalen Identitätszwänge. Nationale Identitätsinteressen sind durchweg kriegerisch. Wir zeigen uns und anderen, wer wir sind, indem wir aufzählen welche Schlachten wir geschlagen haben. Frei sein vom Zwang der Selbstbezeugung heisst auch frei sein vom Zwang zur Gewalt. Vielleicht haben wir Gnade zu lange nur innerreligiös bedacht. Es gibt keinen religiösen Satz, der nicht auch gesellschaftliche Folgen hat.

Der Satz von der Gnade gilt nicht nur innerreligiös. Er ist eine menschliche Grundwahrheit: Ich bin, weil ich angesehen bin. Ich stehe nicht unter dem Zwang, mir selber Vater und Mutter zu sein. Ich stehe nicht unter dem Zwang, absoluter Meister meiner selbst zu sein, und so kann ich etwas ungemein Heilsames tun: ich kann mich verlassen. Sich verlassen in einem ersten Sinn: ich verlasse mich auf den Blick, in dem ich geborgen bin, ich vertraue. Sich verlassen in einem zweiten Sinn: ich bin nicht gezwungen, an mir selber zu kleben, mich dauernd selbst wahrzunehmen, mich dauernd selbst zu beachten. Meinen eigenen Namen kenne ich nur halb, Gott kennt ihn – das genügt.

In kaum einer Gesellschaft war das Wort Gnade so verpönt und so wichtig wie in der Unsrigen; eine Gesellschaft, in der vor allem Stärke und Ganzheit gewürdigt werden; eine Gesellschaft, in der wir unter dem Zwang stehen ganz zu sein; eine Gesellschaft, in der Siege verlangt und Niederlagen bestraft werden. Sieger sind nicht nur anderen gegenüber unerbittlich, sie sind es auch sich selber gegenüber. Ich will ein kleines Beispiel eines solchen unerbittlichen Ganzheitszwanges nennen, der Zwang einen schönen Körper zu haben, und der Hass gegen sich selber, wo man sich nicht perfekt findet. Es gab eine Zeit, in der uns befohlen war, religiös und moralisch vollkommen zu sein, und sie hat viel Unglück mit sich gebracht. Man war unfähig, sich als Fragment anzunehmen. Wie die Menschen damals gequält waren von der Sündigkeit der Seele, so sind sie heute oft gequält von der Unvollkommenheit des Leibes: der Hass auf den imperfekten Körper. Mehr als eine halbe Million Schönheitsoperationen werden pro Jahr in Deutschland durchgeführt. Die Schönheitsindustrie setzt pro Jahr 120 Milliarden Euro um. Der perfekte Körper ist zum Synonym für Glück geworden, die Wahrscheinlichkeit, unglücklich zu werden, liegt somit bei fast 100 %. (Beilage zur Süddeutschen Zeitung, Juli 2009). Der Schönheitszwang ist nur einer der Zwänge, die ins Unglück führen. Gesundheitszwänge, Jugendlichkeitszwänge, Perfektionszwänge vieler Art treiben Menschen ins Unglück und natürlichen vor allem die Alten, denen keine Ganzheit mehr gelingt.

Gnade heißt, dass ich bin, weil mir zu meinem Sein verholfen wird. Es ist mir erlaubt, ein bedürftiges Wesen zu sein. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen: nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht die eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Ich kann Fragment sein, und ich brauche mich nicht in der Jagd nach meiner

eigenen Ganzheit erschöpfen. Ich muss mich nicht selber bezeugen. Wir werden bezeugt durch die Lebensgüte, die wir erfahren. Gnade heißt Befreiung von dem Zwang, sein eigener Hersteller und Ganzmacher zu sein.

Die erste Folge der Bedürftigkeit, die man sich eingestanden hat, wäre es, sich als Ganzer im Fragment zu erkennen. Gegen die Chaosängste alter Zeiten gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt. Man war also nicht völlig auf die eigene Ganzheit angewiesen. Die Ganzheitszwänge steigen da, wo der Glaube schwindet. Wer an Gott glaubt, braucht nicht Gott zu sein und Gott zu spielen. Er muss nicht der Gesundeste, der Stärkste, der Schönste, der Erfolgreichste sein. Er ist nicht gezwungen, völliger Souverän seines eigenen Lebens zu sein. Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt. Es wächst ein merkwürdiges neues Leiden, das durch überhöhte Erwartung an das Leben und der Subjekte an sich selber entsteht. Mein Körper soll fit sein bis ins hohe Alter, mein Aussehen schön. Mein Beruf soll mich erfüllen. Meine Ehe soll ungetrübt glücklich sein. Der Partner soll der beste Liebhaber sein und die Partnerin die beste Köchin. Solche Totalitätserwartungen an eine Liebe programmieren ihr Scheitern. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halb guter Vater, eine halb gute Lehrerin, ein halb guter Therapeut. Und das ist viel. Gegen den Totalitätsterror möchte ich die gelungene Halbheit loben. Die Süße und die Schönheit des Lebens liegt nicht am Ende, im vollkommenen Gelingen und in der Ganzheit. Das Leben ist endlich, nicht nur weil wir sterben müssen. Aber in der Nähe des Todes wissen wie endgültig, dass man mit der eigenen Kraft allein alsbald verloren ist. Darauf kann man mit Verzweiflung reagieren oder aber man kann einstimmen in die eigene Bedürftigkeit.

Ich habe angefangen mit dem Gedicht von Gabriela Mistral und ende mit einem Gedicht von Hilde Domin. Gnade – oder geborgen sein im fremden Blick ist auch ihr Thema

Dein Ort ist  
 Wo Augen dich ansehen  
 Wo sich die Augen treffen  
 Entsteht du

Du fielest  
 Aber du fällst nicht  
 Augen fangen dich auf

Es gibt dich  
 Weil Augen dich wollen  
 Dich ansehen und sagen  
 Dass es dich gibt.